

503/15.

Hugo Adolf Bernhart

GARI-GARI

Leben und Abenteuer bei den
Negern zwischen Nil und Kongo



Krieger der östlichen Djur übt sich im Bogenschießen.

Mit 116 Abbildungen und einer Karte

Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H.
Berlin

[1930]

6616



Copyright 1930 by F. W. Seidel & Sohn in Wien
Alle Rechte vorbehalten / Printed in Germany

Vorwort

Schon von Jugend an hatte ich besondere Vorliebe für Jagd und Fischerei. Alter werdend, dehnte ich meine Jagdfahrten immer mehr aus. Freilich dauerte es lange, bis ich den Sprung von Siebenbürgens Bären und Hirschen auf afrikanisches Großwild wagte. Staunend stand ich 1925 im Wildparadies an der abessinischen Grenze zum erstenmal Hunderten von Antilopen gegenüber, die friedlich neben Giraffen und nicht weit von Büffeln und Krokodilen ästen. Was ich nicht für möglich gehalten hätte, traf ein: ich verlor die Freude am Schießen. Die Büchse brachte ich bald kaum mehr in Anschlag, immer seltener störte ich die afrikanischen Idyllen. Dafür fand ich bald Ersatz in der Arbeit mit Kino- und Bildkamera. Und wieviel schwieriger es ist, zu photographieren, als zu schießen, wird jedem Laien bei einiger Überlegung einleuchten. Mindestens zehnmal ist Gelegenheit zu einem guten Schuß gegeben, bevor es einmal gelingt, ein zufriedenstellendes Bild auf die Platte zu bannen, und Entfernung, Belichtung, Hintergrund, Bildausschnitt eine Aufnahme ermöglichen.

In Afrika lernte ich auch herrliche schwarze Menschen kennen, die dort, wo sie die Europäer noch mit dem

Segen der Zivilisation verschont haben, ohne Hast ein glückliches und zufriedenes Dasein führen. Ein Leben, das dem Untergang geweiht ist, da es zu viele Edelmetalle und Diamanten in Afrika gibt und der Boden dieses Landes zu fruchtbar ist. Wir Europäer müssen daher die Eingeborenen „schützen“! Diesen Schutz halten aber die wenigsten aus. Was nützen die Bestrebungen der oft mit den Eingeborenen fühlenden Kolonisationsbeamten? Alle Eingeborenenkulturen sind dem Untergang geweiht, und in wenigen Jahrzehnten werden auch im Sudan die heute noch so selbstbewußten herrlichen Volksstämme zugrunde gegangen oder zu dienenden Sklaven der europäischen Weglücke geworden sein.

Als mein Plan, im Jahre 1927 Wildaufnahmen in der Gegend des Rudolffees zu machen, vereitelt wurde, weil dieses Gebiet infolge von Eingeborenenunruhen durch die Engländer gesperrt worden war, entschloß ich mich kurzerhand, meine bereits sorgfältig ausgerüstete Expedition den Eingeborenen zu widmen, ohne Rücksicht auf ein sensationslüsternes Publikum naturwahre ungestellte Bilder des sterbenden Afrikas zu machen und Szenen aus dem Leben primitiver Menschen auf Film und Platte festzuhalten, die wahrscheinlich in wenigen Jahren nur mehr in Erinnerungen bestehen werden. So ist es mir vergönnt gewesen, elf verschiedene Volksstämme zu besuchen, 10 000 Meter Film und 1400 Photographien zurückzubringen, darunter Erstaufnahmen von drei Volksstämmen. Fast immer gelang es mir, zu photographieren, ohne die schwarzen Kinder merken zu lassen,

daß sie beobachtet wurden, und man sieht es den meist lachenden lustigen Naturmenschen an, wie wohl sie sich fühlen. Einige wenige Tieraufnahmen — unter denen sich immerhin eine Reihe von Erstaufnahmen befindet — habe ich nur gemacht, wenn sich Zeit erübrigen ließ; mit Jagd befaßte ich mich selten. Eine Serie gefährlicher Tropenkrankheiten ließ mich manchmal an dem Gelingen meiner Aufgabe fast verzweifeln.

Bedřich Machulka aus Prag hatte es übernommen, meine Expedition zu führen, und hat diese schwierige Arbeit in vorbildlicher Weise durchgeführt. Ich selbst war, da mich weder ein Kinooperateur noch ein Chauffeur begleitete, mit Filmen, Photographieren, Chauffieren, Segeln und Aufzeichnen des Erlebten vollauf beschäftigt.

Dem außerordentlichen Entgegenkommen der englischen Behörden endlich habe ich nicht zuletzt das erfolgreiche Gelingen meiner Expedition zu verdanken.

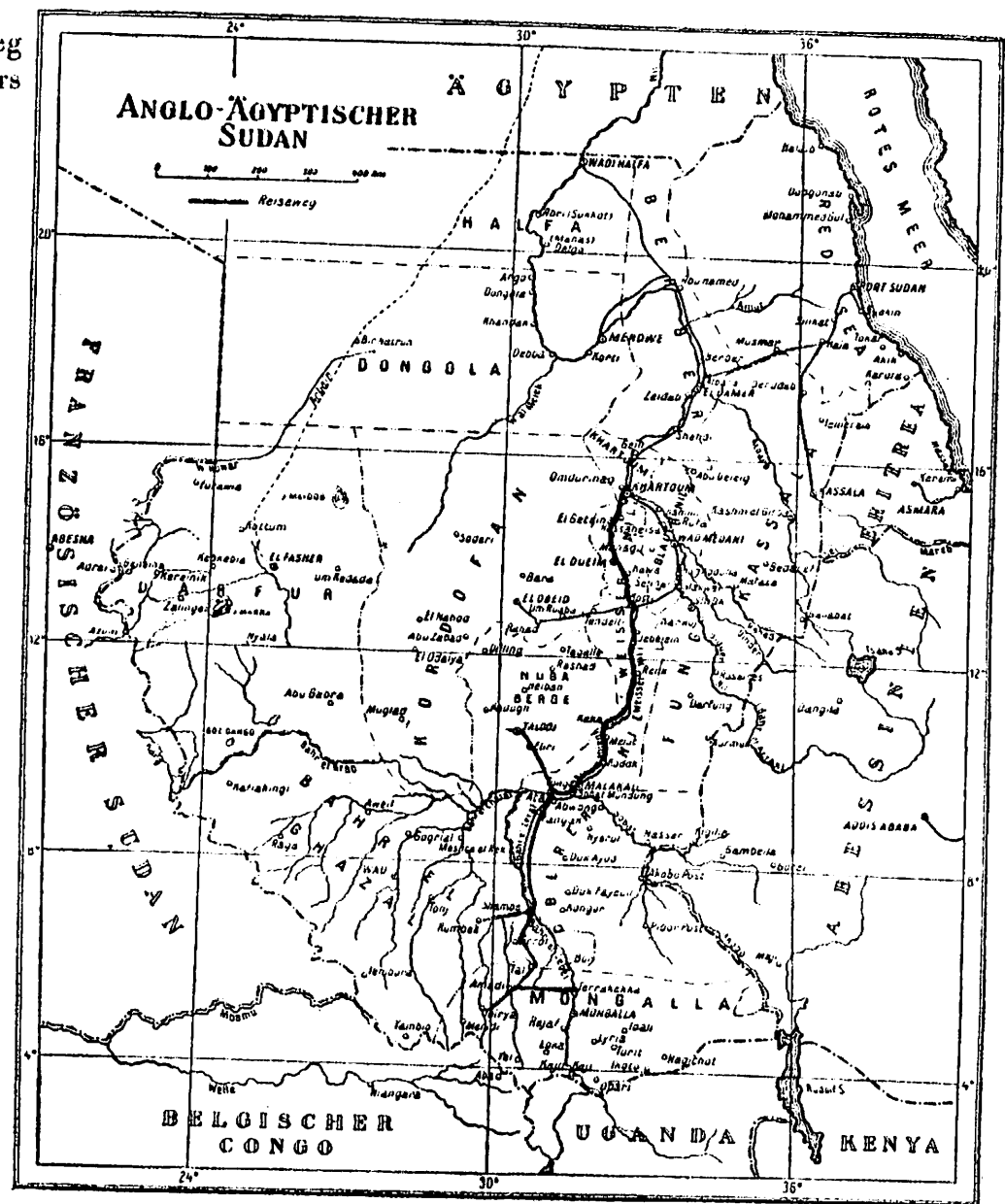
Januar 1930.

Hugo Adolf Bernatzik

7. Kapitel 159
 Diepfal der Muer. — Am Weißen Nil. — Die Spilut.
 — Kraniche und Sattelböde. — Mit Kamera und Büchse.
 — Alltag im Negerdorf. — Noch ein Totenfest. — Talobi.
 — Die felsenbewohnenden Nuba. — Farbenfreudige Ath-
 letispieler. — Arabische Reiter in Kettenpanzern. — Die
 Eltri.

11. Kapitel 188
 Wir verlassen die Sumpfreigion. — Ameisen an Nord. —
 Malakal. — Wann wird es Negerstutzgebiete geben? —
 Nach Norden. — An Fachoda vorbei. — Kafa. — Der
 Nasir der Kulab Hamid. — Kinderreiter. — Glücklich
 Büßeljagd. — Ein Karama. — Beginn der Regenzeit;
 Sandstürme und Gewitter. — Wieder Khartoum. — Ab-
 schied. — Heimwärts. — „Que voulez-vous, c'est
 l'Europe.“ — „Gari, Gari.“

Der Reiseweg
 des Verfassers





rühmtheit. Wer dem Califa, dem Nachfolger Mahdis, nicht zu Gesicht stand, wurde hierher in die Verbannung geschickt und konnte zusehen, wie er in dem ungesunden Klima sein Leben fristete. Erst in den neunziger Jahren änderte sich die Lage. Von Süden drangen die Belgier vor und entrißen den Mahdisten den größten Teil der Bahr-el-Ghazal-Provinz, vom Westen griffen die Franzosen an, und schließlich eroberten die Engländer, vom Norden kommend und von Uganda aus, den restlichen Teil des Landes.

Heute zieht es keinen Reisenden hierher, denn das Klima ist ungesund und fiebrig, und es ist nur wenig Wild vorhanden. Mich lockt die Gegend aus anderen Gründen. Gern möchte ich aus dieser verschlossenen Welt im Bild das festhalten, was noch nicht verlorengegangen ist. Schon muß man Hunderte von Kilometern landeinwärts reisen, um noch Vogenschützen anzutreffen. Das Vergiften der Pfeile ist von der Regierung verboten, und ohne Gift ist diese Waffe, trotz den furchtbaren Spitzen, wenig mehr als ein Spielzeug. Frachten und Sitten sterben aus, und schon stolzieren fast überall im Lande die Scheech in europäischen, von der Regierung gelieferten Kleidern umher. Auch Missionsstationen sind eifrig an der Arbeit, die Eigenart der Eingeborenen zu zerstören. Für mich ist dieses Land auch deshalb von besonderem Reiz, weil es zwei Tiere beherbergt, von denen es nur mehr sehr wenige Exemplare in Afrika gibt: das weiße Rhino und die Riesenelephantilope. Senes wird geschont, und das Vorhandensein von relativ zahlreichen

Exemplaren des wehrhaften Tieres läßt ein Aussterben durch Degeneration, wie in Südafrika, vorerst noch nicht befürchten. Die Riesenelephantilope, noch seltener als das weiße Rhino, stirbt, allen Erhaltungsversuchen zum Trotz, langsam aus. Ist es die Einsicht in das Unabänderliche, die die Engländer veranlaßt hat, das bis jetzt ebenfalls völlig geschonte Tier freizugeben? Allerdings ist es jedem Sterblichen in seinem Leben nur einmal gestattet, eine Riesenelephantilope zu erlegen, und die Unzugänglichkeit ihres Aufenthaltes ist ein besserer Schutz als alle Jagdgesetze.

Mit Gewehr und Apparaten besteige ich den Ford. Es macht große Schwierigkeiten, die heißen Dinge im Wagen unterzubringen. Ich spanne Taut und hänge die Taschen auf. Die Seile federn und schützen den kostbaren Inhalt vor den heftigen Stößen. Alles, was das Leben in Afrika angenehm macht, muß zurückbleiben: Zelt, Tisch, Sessel und vieles andere mehr. Der ganze Proviant besteht aus Abri, Reis und ein paar Konserven. Trotz diesen Einschränkungen sehe ich mit Besorgnis, wie sich die Federn des Chassis biegen. Ob der Wagen die Belastung von etwa siebenhundert Kilogramm Reservebenzin und Öl, Wasser, Moskitoausrüstung für zwei Leute, Machulka und mich, nebst Kochvorrückung verträgt, ist sehr fraglich. Eine Panne aber, hundert oder hundertfünfzig Kilometer von Chambe entfernt, ohne Proviant, Wasser und Wild, wäre nichts weniger als erfreulich. Der Motor wird angefurbelt, und die gewagte Fahrt beginnt. Chambe liegt auf einer

Halbinsel, vom Sumpf umgeben. Eine aufgeschüttete Straße aus trockenem, steinhartem Schlamm führt durch das Sumpfgebiet. Sie ist holprig, und schon nach zweihundert Meter Fahrt veranlaßt uns verdächtiges Geräusch zum Anhalten. Die überladene Holzkarosserie schleift bei jeder Unebenheit der Straße an die Pneumatik, und eine Eisenversteifung der Karosserie hat bereits in den Gummi tiefe Rillen eingegraben. Das Eisen wird entfernt, ein Stück der Holzversteifung ausgefägt, dann geht es weiter. Das Ausfägen wiederholt sich, und von der ganzen Versteifung bleibt bald wenig mehr übrig. Dann geht es zur Not. Die Straße ist nicht schlecht, und langsam, im Fünfzehnkilometer tempo, kommen wir vorwärts. Nach einer Stunde haben wir das erste Kasthaus erreicht. Ich erkundige mich bei dem Wächter nach Wild und erfahre, daß in der Frühe ein Löwe mitten auf der Straße sein Lager aufgeschlagen hatte. Bei der Weiterfahrt treffen wir auf Giraffen, Ziang und eine Straußenfamilie. Die Tiere lassen das Auto ganz nahe heran und äugen ihm verwundert nach; keines macht Miene, zu fliehen. Weiter geht es, ohne Aufenthalt, denn wir müssen trachten, heute hundertsechzig Kilometer zurückzulegen. Was in Europa eine Spielerei ist, bedeutet hier ein schwieriges Unternehmen. Die Straße bietet fortwährend Überraschungen. An mancher scharfen Kurve versperrt ein dicker Baum den Weg, oft müssen wir die merkwürdigsten Brücken mit wenig vertrauenerweckendem Unterbau passieren. Zweimal ist einen halben Meter tiefes Wasser zu durchqueren,